

Buchbesprechungen

Markus WÜRMSEHER, Kirchenbau im Bistum Augsburg 1945 bis 1970 (Jahrbuch des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte 41) Augsburg 2007, Verlag des Vereins für Augsburger Bistumsgeschichte, 750 Seiten, 474 Abbildungen, 1 Übersichtskarte, ISSN 0341-9916.

Die Vorbereitung einer derart umfangreichen und komplexen Publikation, die im Sommersemester 2006 von der Philosophischen Fakultät der Universität Eichstätt als Dissertation angenommen wurde und nun in gedruckter Form vorliegt, erfordert nicht nur ein Höchstmaß an Genauigkeit und Systematik, sondern auch an Ausdauer und Selbstdisziplin. Diese Eigenschaften – das belegen schon allein die 1504 (!) Anmerkungen – kann man dem Autor Markus Würmseher aus Rain ohne Einschränkung bestätigen, der in nur zwei Jahren mehr als 800 Bauakten allein des Diözesanbauamts Augsburg ausgewertet hat, um jedes in Frage kommende Objekt eingehend würdigen zu können.

Der gewählte Zeitraum von 1945 bis 1970 mag auf den ersten Blick willkürlich erscheinen, doch ist er nahezu identisch mit jenem, den der ehemalige Leiter des Diözesanbauamts Valentin Müller in seinem bislang grundlegenden Aufsatz zu diesem Thema (Überblick über den Kirchenbau im Bistum Augsburg 1946–1966, in: *Das Münster* 19 (1966) S. 269–332) und Erich Maier für seine nur ein Jahr später erschienene tabellarische Aufstellung (*Neue Kirchenbauten im Bistum Augsburg 1945–1966*, Augsburg 1967) gewählt hatten. Würmseher begründet seine Entscheidung mit dem Hinweis auf »die deutlich wahrnehmbare Zäsur, die um 1970 zu einer Verringerung der realisierten Projekte« (S. 155) geführt hat, und entschädigt mit einem »Ausblick in die Zukunft: Der Zeitraum nach 1970« (S. 146–154) ansatzweise für das Fehlen der Neubauprojekte in den letzten Dezennien des 20. Jahrhunderts.

Der 154 Seiten umfassende erste Teil des Bands behandelt zunächst die liturgischen Vorgaben, die wesentlichen Einfluss auf die Entwicklung des modernen Kirchenbaus hatten, beschreibt dann dessen allgemeine Situation in Deutschland vor 1945, und stellt schließlich die bekanntesten Architekten mit ihren wichtigsten Werken im Bistum Augsburg vor. In gleicher Weise verfährt Würmseher im folgenden Kapitel mit den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Aufgeteilt in die drei Abschnitte 1945–1952/53, 1952/53–1960 und 1960–1970 gibt er fachkundig einen ausführlichen Überblick über die Voraussetzungen und Richtlinien für den Sakralbau in der Bundesrepublik und erklärt diese anhand von beispielhaften Projekten, die er für die Jahre 1960–1970 unter dem Eindruck des Zweiten Vatikanischen Konzils nach verschiedenen Gesichtspunkten, d.h. nach konstruktiv bedingten Aspekten, nach linear-geometrischen Grundrissen, nach plastisch-dynamischen Grundsätzen und im Hinblick auf die neue Bauaufgabe »Gemeindezentrum« untersucht. Trotz vorzüglicher Beschreibungen wären hier einige Abbildungen wünschenswert gewesen, um dem mit der Materie weniger vertrauten Leser eine Vorstellung von den Besonderheiten bzw. vom Charakter der richtungsweisenden Bauten in Deutschland zu geben.

Dem Thema entsprechend nimmt der »Kirchenbau im Bistum Augsburg unter temporären und phänomenologischen Aspekten« den breitesten Raum ein. Nach einer Beschreibung des Wiederaufbaus nach 1945 werden Auftraggeber und Auftragnehmer im Zusammenhang mit den jeweiligen Bauaufgaben vorgestellt und Fragen der städtebaulichen Positionierung sowie Schwerpunkte des diözesanen Kirchenbaus unter Einbeziehung der konziliaren Reform erörtert. Die restlichen Abschnitte widmen sich Anbauten wie den Tauf- und Sakramentskapellen, Krypten, Atrien und Türmen, den Ein- und Auswirkungen des Denkmalschutzes auf den modernen Kirchenbau, der Gestaltung der Grundrisse, der »Behandlung

des Raumes und des Aufgehenden«, der Rolle des Daches im äußeren Erscheinungsbild und den Raumphänomenen am Ende der 60er Jahre. Man merkt der gesamten Arbeit an, dass sich der Autor nicht nur mit dem architektonischen Gestaltungswillen jener Zeit, sondern auch mit den liturgischen und spirituellen Grundlagen und deren Realisierung in Bau und Ausstattung intensiv beschäftigt hat. Umso höher zu schätzen ist es daher, dass er die zum Teil komplizierten Sachverhalte in eine allgemein verständliche Sprache umzusetzen und anschaulich zu vermitteln weiß.

Angesichts der Informationsfülle fallen einzelne inkorrekte Details kaum ins Gewicht. Hier einige, im Grunde marginale Beispiele: In Anm. 37 fehlt bei der 1912–1914 von Franz Rank in Lindenberg i. Allgäu errichteten Pfarrkirche St. Peter und Paul die Ortsangabe; in Neu-Ulm hat Dominikus Böhm 1922–1927 nicht mit einer Kriegergedächtniskirche (S. 12), sondern mit dem Umbau der neuromanischen Pfarrkirche St. Johannes Baptist von 1857/60 ein epochales Werk geschaffen; und das Gemeindezentrum Radegundis wurde 1976–1981 nicht in Wulftratshausen (S. 147), sondern in Wulfertshausen bei Friedberg erbaut.

Mit zahlreichen, vignettenartigen Abbildungen von Grundrissen und Ansichten, die aber wegen ihrer Briefmarkengröße und der teilweise bescheidenen Qualität lediglich beschränkten Aussagewert haben, illustriert werden die 156 alphabetisch angeordneten Objekte des Katalogs, die nach einem einheitlichen Schema bearbeitet sind. Auf einen einführenden Block mit kurzer Nennung von Ort, Patrozinium, Art der Maßnahme (Wiederaufbau, Umbau oder Neubau), Bauzeit, Architekt und Dekanat folgen in extenso die Baugeschichte, eine Baubeschreibung und Erläuterungen zur Ausstattung und zu späteren Veränderungen; den Schluss bilden die obligatorischen Quellen- und Literaturangaben.

Die Akribie Würmsehers schlägt sich in einer wahren Informationsflut nieder, die seine Dissertation zu einem handbuchartigen Nachschlagewerk mutieren lässt, das durch Biographien mehrerer wichtiger und einiger weniger bekannter Architekten, dazu durch 20 Seiten Literatur, eine Liste der Archive und Privatbestände mit einer Aufstellung der eingesehenen Akten, ein Abbildungsverzeichnis und das bei einem solchem Opus magnum unverzichtbare Register abgerundet wird. Besonders hervorzuheben ist, dass dem Band eine herausnehmbare Übersichtskarte beigelegt wurde, welche die ganze Ausdehnung des Bistums und die erstaunlich große Zahl an Projekten zwischen Schnelldorf in Mittelfranken und Oberjoch im Oberallgäu, zwischen Nonnenhorn am Bodensee und Manching bei Ingolstadt dokumentiert. So kann man abschließend nur gratulieren: dem Autor für seine hervorragende Leistung, dem Verein für Augsburger Bistumsgeschichte für die Entscheidung, diese Arbeit in seine Jahrbuchreihe aufzunehmen.

Georg Paula

Edith FINDEL/Irene LÖFFLER/Anne SCHMUCKER (Hg.), Augsburger Frauenlexikon, Augsburg 2006, Achensee Verlag, 266 S., 149 Abb., 16,80 €, ISBN 3-938330-03-1

Die Leistung von Frauen im öffentlichen Leben wird von der offiziellen Geschichtsschreibung häufig kaum gewürdigt. Gegen diesen Trend stemmt sich in Augsburg der Augsburger Frauengeschichtskreis, aus dessen Mitte im Jahre 2006 ein ›Augsburger Frauenlexikon‹ veröffentlicht wurde. Schon im Jahre 1992 hatte die damalige Augsburger Frauenbeauftragte Ingrid Bergmann-Ehm zusammen mit einigen Theologinnen und Historikerinnen sowie weiteren Interessierten ein derartiges Nachschlagewerk in Typoskriptform herausgegeben, das damals schnell vergriffen gewesen war. Im Jahre 2004 entschlossen sich dann die Historikerin Edith Findel, die Theologin Irene Löffler und die Stadtgeschichtsforscherin und Stadtführerin Anne Schmucker unter Mitarbeit der Historikerin Dr. Martha Schad dazu, das Werk von damals zu ergänzen und in Buchform zu veröffentlichen.

Für das ›Augsburger Frauenlexikon‹ wurden Beiträge zu 192 Frauen der Augsburger Stadtgeschichte von 35 Autorinnen verfasst. Die Beiträge sind in der Regel nach den Nachnamen der Portraitierten alphabetisch geordnet. Dabei dürfen Persönlichkeiten wie die heilige Afra, Margarete Peutingen, Anna Barbara von Stetten und Philippine Welser nicht fehlen. Aber auch zahlreiche Frauen sind aufgeführt, die heute kaum noch bekannt oder gar vergessen sind. Erinnert sich noch jemand daran, dass Magda Schneider, die Mutter von Romy Schneider, aus Augsburg stammt oder dass die Schriftstellerin Sophie von La Roche hier ihre Jugend verbrachte? Bemerkenswert ist die große Zahl der Frauen im geistlichen Stand, die Eingang ins Lexikon gefunden haben. Darunter befindet sich auch Sr. Immolata Wetter CJ, die Schwester des ehemaligen Erzbischofs von München und Freising, Kardinal Friedrich Wetter. Schwester Immolata gehörte dem Institut der Englischen Fräulein an. Durch ihr Engagement erhielt das Institut die Erlaubnis, den Namen ›Congregatio Jesu‹ (CJ) tragen zu dürfen.

Die Autorinnen bemühten sich bei jeder vorgestellten Frau, Geburtstag und -ort sowie Sterbetag und -ort zu ermitteln. Bei vielen gelang es auch, ein Lichtbild oder Portrait abzu drucken. Der Beruf der einzelnen Frau wird angegeben sowie die Stelle ihres Wirkens in Augsburg. Der eigentliche Artikel beschäftigt sich mit dem Lebenslauf jeder dargestellten Person sowie ihrer Bedeutung für die Geschichte der Stadt Augsburg. Die auf den Artikel folgenden Literaturangaben laden zum Weiterlesen ein. Der Lexikonteil mit den 192 Frauenportraits macht ca. zwei Drittel des Buches, nämlich 163 Seiten, aus.

Im hinteren Teil des Buches finden sich Aufsätze über Frauen in Handwerk und Beruf, Frauen und Religion, Frauen in der Gesellschaft und Frauenbildung. Des Weiteren werden alle Augsburger Straßen aufgezählt, die nach Frauen benannt sind, und ein Stadtrundgang zu den Orten von Gründerinnen und Stifterinnen wird vorgeschlagen und näher erläutert.

Die Geschichte des Frauengeschichtskreises Augsburg und Kurzbiographien der Autorinnen sowie Bildnachweise und Danksagung runden das Buch ab. Die Veröffentlichung war schon kurz nach dem Erscheinen vergriffen. Eine Neuauflage würde sicherlich noch viele Leserinnen und Leser gewinnen. Bei einer solchen sollten die zahlreichen Abbildungen aber nochmals digital bearbeitet werden.

Ursula Erdt

Alois KOCH, Märkte zwischen Iller und Lech als Element des Urbanisierungsprozesses im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit (Studien zur Geschichte des bayerischen Schwaben 37) Augsburg 2007, Wißner-Verlag, 356 Seiten, 5 Abbildungen, 35 Tabellen, ISBN 978-3-89639-609-9, 24,80 €.

Um die Wurzeln der Urbanisierung nicht nur in großen Städten vermuten zu lassen, richtet Koch sein Augenmerk auf die Region. Er untersucht dazu detailgenau und akribisch zwanzig ostschwäbische Märkte zwischen Iller und Lech, namentlich: Babenhausen, Blonhofen, Buchloe, Dirlwang, Illereichen, Illertissen, Irmathshofen (Markt Wald), Kellmünz, Kirchheim, Leeder, Obergünzburg, Oberschöneck, Ottobeuren, Pfaffenhausen, Rettenbach, Ronsberg, Schwabmünchen, Türkheim, Angelberg, Waal. Ferner kontrastiert er seine Befunde per Vergleich mit dem Dorf Denklingen. Sein Ziel ist es, Gesichtspunkte des Urbanisierungsprozesses im Spätmittelalter bis zum Ende des Alten Reiches im kleingekammerten deutschen Südwesten vielschichtig zu untersuchen. Es gelingt ihm, »Zusammenhänge und Differenzen aufzuzeigen sowie äußere und innere Einflüsse aufzudecken, die Entwicklungen vorantrieben oder hemmten«. Zwei Ebenen gilt es darzustellen: einerseits Merkmale, die die Grundlage urbaner Entwicklungsperspektiven sein können, und andererseits Merkmale des Urbanisierungsprozesses zu finden, die Ausdruck einer Wechselwirkung eines

zentralen Ortes mit dem umgebenden Land sind. Mit Klarheit und Präzision widmet sich Koch daher den Lagemerkmalen, der herrschaftlichen Ausprägung, den Marktprivilegien, der Gemeindeverfassung, ferner der Ortsgröße und dem Bevölkerungswachstum sowie der Entwicklung sozialer Strukturen im gewählten Untersuchungsraum. Des Weiteren werden der Marktort selbst als zentrale Ortschaft, seine Marktfunktion, sein äußeres Erscheinungsbild, aber auch sein Beziehungsgeflecht zu umliegenden Städten, Gewerbe und Handel, das Entstehen von Zünften sowie religiöse, kulturelle und bildende Funktion der Märkte thematisiert. Diese wichtigen Einzelaspekte können einerseits die Problematik der Quellsituation, die eine nicht gleichwertig kontinuierliche Darstellung jedes einzelnen Marktortes zulässt, ausgleichen und andererseits wird durch den Anspruch der Mehrdimensionalität, die vielfältige neue Akzente setzt, im Resümee ein interessantes Buch für Heimatforscher, aber auch für die Wissenschaft vorgelegt. Die Auffassung einer klaren Kontrastierung mit genauer Trennschärfe von Stadt versus Land beziehungsweise Stadt versus Minderstadt lässt sich durch diese differenzierte Arbeit der Vergangenheit zuschreiben. Vielmehr bestätigt Koch, dass nicht monokausale Erklärungsmuster, sondern vielmehr eine Fülle von einzelnen Teilaspekten, die untereinander interagieren, eine konstituierende Kraft entwickeln können, die in der Folge dann für die Entstehung von Märkten verantwortlich sind.

Die Hinwendung zu den Märkten war lange überfällig und mit der vorliegenden Arbeit ist das Profil deutlich geschärft und fundiert analysiert worden. So ist das Ergebnis richtungweisend. Die Untersuchung der zwanzig Märkte legt nahe, dass für Ostschwaben folgende Grundtendenz aufgestellt werden kann: Ein Heranwachsen der Märkte auf städtisches Niveau ist in vielen Fällen zu konstatieren und es entstand eine Urbanisierung, die sich allerdings ohne Beeinträchtigung der Städte vollzog.

Tobias Riedl

Hubert EMMERIG, Bayerns Münzgeschichte im 15. Jahrhundert. Münzpolitik und Münzprägung der bayerischen Herzogtümer und ihrer Nachbarn von 1390 bis 1470 (Schriftenreihe zur bayerischen Landesgeschichte 150) C. H. Beck, München 2007, LXXII + 1038 Seiten, 38 Tafeln, ISBN 978-3-406-10746, 114 €.

Nachdem einem lanndsfürsten in einem furstenthumb nichts fruchtberers, hothers, erlichers und pessers sein mag, dann ain muntz zemachen, die nach rechtem werdt irs gehallts in unnd ausser lannds ausgeben und genomen unnd von keinem verstendigen mag verlagen werden, so heißt ein münzpolitischer Imperativ nach Jahrzehnten der Diskussion um eine rechte Währung in Bayern (Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Kurbayern Äußeres Archiv 3826, 188v). Das schlechte oder böse Geld ist eines der Leitmotive des späten 14. und des 15. Jahrhunderts.

Hubert Emmerig, tätig am Wiener Institut für Numismatik und Geldgeschichte, zeichnet in seinem umfangreichen Werk die bayerische Münzgeschichte dieses Zeitraums nach. Dieser wird von der Landesteilung 1392 einerseits und der Überwindung der sogenannten Schinderlingszeit andererseits markiert. Letztere war unter anderem durch den erhöhten kaiserlichen Geldbedarf, der Vergabe königlicher Münzstätten an Pächter, dem unkorrekten Verhalten des Münzpersonals, der Verminderung des Silberfeingehalts, aber vor allem auch durch den Krieg Ludwigs des Reichen von Bayern-Landshut hervorgerufen worden.

Die Münzproduktion schwoll an. So wurden in der Oettinger Münzstätte Mitte des Jahres 1457 wöchentlich 37.035 Pfennige geschlagen, ein gutes Jahr später 364.750 (S. 553 f.). Die Folgen nicht nur für Bayern waren ein gewaltiger sozial-wirtschaftlicher Niedergang. Die Augsburger Chronik Burkhard Zinks etwa ist voller Klagen über die schlimme Zeit. Zwischen der Reichsstadt Augsburg und den bayerischen Herzogtümern bestand im Übri-

gen ein enger Austausch in Münzfragen. Letztlich kehrte Bayern wieder zur alten Münze zurück, doch blieb zunächst die Chancenlosigkeit des Herzogtums, sich gegenüber schlechtem Geld ernsthaft zur Wehr setzen zu können.

»Schlechtes Geld verdrängt gutes« (S. 497). Immer wieder versuchten die bayerischen Herzöge in konzertierten Aktionen dagegen einzuschreiten. Gerade Oettingen weist Emmerig als Hauptgegner der bayerischen Münzpolitik nach. Die schwäbischen Grafen, die seit König Wenzel 1393 das Recht zur Münzprägung besaßen und erstaunlicherweise zwei Münzstätten mit verschiedenen Füßen unterhielten, konnten hierdurch ihre Eigenständigkeit unter Beweis stellen, was in vergleichbarer Weise etwa auch der Salzburger Erzbischof tat.

Für die Bayernherzöge indes war die Münzpolitik stets Möglichkeit, Einfluss auf die Hochstifte auszuüben, die zum Teil, wie Passau, den Nachbarn ausgeliefert waren. Die Bedeutung der Arbeit Emmerigs liegt nun besonders in der Verbindung von Münz- und Landesgeschichte. Das gewaltige Thema hat er hierbei einer strengen meist knappen Gliederung unterworfen, die das zweibändige Buch zum unverzichtbaren Nachschlagewerk für die bayerische Geschichte im 15. Jahrhundert macht.

Auf eine überblickhafte Darstellung der Münzgeschichte folgt die Katalogisierung der Münzstände, Münzstätten und Münzprägung in den bayerischen Teilherzogtümern sowie der Oberpfalz, dem Salzburger Erz- und dem Passauer Hochstift, der Landgrafschaft Leuchtenberg und der Grafschaft Oettingen. Detailuntersuchungen etwa zum Niederschlag in der Chronistik, zu den Anstellungsverträgen der Münzmeister oder den Funden schließen sich an.

Der zweite Band enthält die Regesten sowie Zusammenstellungen des Münzpersonals, der Gewichte, Füße und Funde. Ein Register und ein Tafelteil beschließen die umfangreiche Arbeit. Stets fasst Emmerig die (Teil-)Ergebnisse prägnant zusammen, fügt Überblickstabellen ein oder unterteilt systematisch. So untersucht er etwa die erwähnten Anstellungsverträge für die Münzmeister nach über dreißig Gesichtspunkten, von der Gültigkeitsdauer bis zur Vereidigung, vom Einschmelz- und Saigernverbot bis zur Kündigung.

Auch über die reine altbayerische Landesgeschichte hinaus ist Emmerigs Werk von größter Bedeutung. Die Währung überschritt Grenzen. So wird etwa der Uttendorfer Münzfund (Lkr. Straubing-Bogen) zwar weitgehend von bayerischen Pfennigen aus der Zeit ab 1460 bestimmt, doch gehören zu diesem auch Münzen aus der Oberpfalz, aus Augsburg, Hals, Oettingen sowie dem Salzburger und Passauer Hochstift. Über die gewaltige Anzahl sich in Bayern in Umlauf befindlicher Münzen informiert ein 15-seitiges Libell, wobei dieses möglicherweise auch nicht alle Münzen verzeichnete (Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Kurbayern Äußeres Archiv 3826, 169r–175r).

Das einzige, was an der Arbeit Emmerigs nicht vollends überzeugt, ist der Zeitrahmen. 1470 erscheint als Schlusspunkt weitgehend diffus. Die Diskussion über die gute Münze währte in Bayern noch sehr lange. Angeboten hätte sich die umfangreiche Münzreform Herzog Albrechts IV. nach der Wiedervereinigung Bayerns. 1507 ließ Albrecht Gulden und Silbermünzen als gute Währung schlagen und in Umlauf bringen. Die Gulden, zu sieben Schilling der schwarzen Münze und 60 Kreuzern, hatten auf einer Seite *unser lieben frauen pild sitzend*, das Jesuskind im Arm, und *vor ir unser pildung im harnasch khnieend* zu zeigen, auf der Rückseite den bayerischen Schild mit Löwen (Bayerisches Hauptstaatsarchiv, Kurbayern Äußeres Archiv 3826, 214v–215r, 238v).

Ferner galten als Währung der neue weiße bayerische Groschen (Brustbild Albrechts, Löwe/Wappen), zum Wert von drei Kreuzern, der kleine weiße Groschen/Siebner, da sieben Pfennig der schwarzen Münze wert (Bayernschild, Löwe), die schwarze Münz/Pfennig (Bayernschild, H. und A. als Herzog Albrecht), der schwarze Heller (Kreuz, Bayernschild). So bleibt zu hoffen, dass Emmerig an seinem *sumum opus*, einer bayerischen Münzgeschichte des Spätmittelalters, noch weiter schreibt und den hier besprochenen Bänden noch weitere hervorragende hinzufügt.

Rolf KIEBLING, *Kleine Geschichte Schwabens*. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2009, 215 Seiten, zahlr. Abb. ISBN 978-3-7917-2231-3, 14,90 €.

»Ganz Schwaben ist dem Reisenden ein aufgeschlagenes Geschichtsbuch, hier war der früheste Mittelpunkt deutscher Geschichten«, heißt es in Achim von Arnims romantischem Roman ›Die Kronenwächter‹. Rolf Kiebling, ehemaliger Lehrstuhlinhaber für Bayerische und Schwäbische Geschichte an der Universität Augsburg, schlägt ein solches Geschichtsbuch des Landes zwischen Allgäu und Ries, zwischen Lech und Iller in acht Kapiteln auf und führt hierbei seine Leser von der Römerzeit bis ins Ende des 20. Jahrhunderts.

In (Ost-)Schwaben sieht der Autor keinen durch klare Grenzen definierten Raum, »sondern eine Abfolge von Konstruktionen, von subjektiven Zugehörigkeiten« (S. 12), eingebunden in weitreichende Beziehungsnetze kultureller, wirtschaftlicher oder sozialer Prägung. So macht die Darstellung auch nicht Halt vor modernen Grenzen. Der Leser folgt dem schwäbischen Herzog Konradin aufs neapolitanische Schafott, fährt mit den Augsburger Kaufmannsdynastien nach Übersee und verortet die umwälzenden schwäbischen Strukturveränderungen der Zeit um 1800 innerhalb der europäischen Landkarte.

Immer wieder sind in den Fließtext der unterhaltsam zu lesenden und reich illustrierten ›Kleinen Geschichte‹ kurze lexikonartige, quellenkundliche oder die Forschung reflektierende Artikel eingeschoben, zum römischen Töpferdorf Rapis, zur Lechfeldschlacht, zu den Zunftunruhen, zur fuggerschen Grablege bei St. Anna. Biogramme finden sich etwa zu Peter III. Argon, zu Fürst Ludwig von Oettingen-Wallerstein, zum Alpenerkunder Hermann von Barth oder zu Gauleiter Karl Wahl. Den Abschluss bilden eine Zeittafel, ein Literaturverzeichnis sowie ein zuverlässiges Register.

Es ist die große Zeit der kleinen Geschichten. Allenthalben ist die Tendenz zu bemerken, Großes zwischen dünne Bücherrücken zu bündeln. Die Autoren segeln dabei zwischen der Skylla unzulässiger populärer Verkürzungen und der Charybdis diskussionswürdiger Selektion der thematischen Fülle. Nicht immer gelingt der Spagat wie im vorliegenden Fall. Denn die ›Kleine Geschichte‹ Schwabens blättert vor seinem Leser ein informatives und leicht verständliches Panorama einer schillernden Region auf: ein Geschichtsbuch im Arnimschen Sinne.

Christof Paulus

Alois WEIßTHANNER/Gertrud THOMA/Martin OTT (Bearb.), *Die Regesten der Bischöfe von Freising*, Bd. 1: 739–1184 (Regesten zur bayerischen Geschichte). Verlag C. H. Beck, München 2009, L + 390 S. ISBN 978-3-406-37104-2, 76 €.

»Wer immer mit einem bedeutenden Werke hervortritt, erhofft sich davon Nutzen für Gegenwart und Zukunft.« So eröffnet Thietmar von Merseburg sein »Chronicon« (Übersetzung Werner Trillmich). Ist die gegenwärtige Mediävistik – im Banne symbolischer, kommunikativer und anderweitiger »turns« – nur bedingt durch die Publikation grundlegender Quellenwerke gekennzeichnet, so verdienen diese gleichsam »unzeitgemäßen« Arbeiten in ihrer Bedeutung für die zukünftige Forschung umso aufmerksamere Beachtung.

Der anzuzeigende Band zu den Freisinger Bischöfen von Korbinian bis Albert I. ist ein Werk *sui generis*, denn er vereint mit gut 600 Nummern Urkundeneditionen – etwa von Ludwig dem Frommen, Arnolf oder Heinrich II. – und (klassische) Regesten, wobei diese im Fortlauf zunehmen. Ausgewertet wurden Urkunden, Briefe, chronikalische Notizen. Archive mit Beständen ehemaliger Freisinger Besitzungen im heutigen Slowenien, in Italien und Österreich wurden einbezogen.

Keine Berücksichtigung indes fand jenes für die bayerische Frühgeschichte einmalige Quellenzeugnis der reichen »Traditiones Frisingenses«, so dass bei Forschungen diese stets

parallel zu konsultieren sind. Die Entscheidung der Bearbeiter ist nachzuvollziehen, hätte eine Aufnahme doch das Werk gewaltig anschwellen lassen, das nun mit der Verleihung des Palliums an den heiligen Korbinian (716/724, unecht) einsetzt und mit der albertinischen Ermächtigung an das Freisinger Domkapitel, kirchliche Strafen zu verhängen, von 1183/1184 endet.

Kern des Werks ist ein Manuskript des 1968 verstorbenen Alois Weißthanner – ursprünglich für die ›Monumenta Boica‹ gedacht –, das von den beiden anderen Bearbeitern, Gertrud Thoma, durch mehrfache Publikationen zum mittelalterlichen Freising ausgewiesen, und Martin Ott, aktualisiert wurde durch Einbeziehung neuerer Editionen sowie Literaturnachträge. In ihrer Einleitung legt Gertrud Thoma die verwinkelte Entstehungsgeschichte sowie die Prinzipien des Bands dar. Thoma starb kurz nach Publikation ihres Grundlagewerks.

Der hohe Wert der Freisinger Bischofsregesten, die damit neben die modernen Editionen zur Augsburgener oder Passauer Bischofskirche treten, liegt im Kleinen wie im Großen. Zahlreiche Ortsidentifikationen bzw. Neulokalisierungen sind in die Bearbeitung eingeflossen. Für die Regionalgeschichte, für die ›Biographie‹ bedeutsamer Gestalten des Mittelalters, etwa Bischof Otto von Freising (1138–1158) – rund 185 Nummern –, für die Kirchengeschichte bieten sich durch den mit einem zuverlässigen Register zu erschließenden Band wichtige Ausgangs- und Anknüpfungspunkte. Um mit Thietmar zu sprechen: ein Werk für Gegenwart und Zukunft.

Christof Paulus

Franz REIBENAUER, Günzburg. Geschichte einer schwäbischen Stadt, Augsburg: Wißner-Verlag 2009, 2 Bde. im Schubert, 829 S., 39,80 €.

Die neue Stadtgeschichte von Günzburg ist auf den ersten Blick ein umfangreiches Werk über die Geschichte der Stadt und ihre Entwicklung. Auf den zweiten Blick hat Reißbauer eine Abhandlung ab der Frühzeit Schwabens über die erste Erwähnung des Kastells Guntia unter den Römern bis in unsere Zeit zusammengetragen und mit Belegen fundiert zusammengestellt.

Im Gegensatz zur alten Stadtgeschichte von Paul Auer trägt er alle wissenswerten Fakten ausführlich und präzise zusammen. Das Engagement der Helfer erkennt man dadurch ebenso. Die Stadtgeschichte rückt manche Tatsachen und Fakten der alten Stadtgeschichte nicht nur zurecht, sondern bringt eine Fülle neuer Erkenntnisse mit ein, die erst noch »unter dem Mantel des Offensichtlichen« gelegen hatten und nun entschleiert werden. Dabei werden die unsicheren Details genau als das hingestellt, was sie sind und keine zu vagen Vermutungen angestellt, die nicht bewiesen werden können. Besonders die Zeit des Nationalsozialismus erfuhr eine eingehende Aufbereitung, die vom Stadtchronisten Paul Auer durch seine Vergangenheit nicht zu erwarten war.

Schon die äußere Erscheinung dieser Stadtgeschichte nimmt den Leser mit dem Stadtmodell des Stadtchronisten Ignaz Reinert auf die Reise mit in die Vergangenheit. Der Text ist reich bebildert und weist genau das richtige Verhältnis von Text und Bild auf, das dem Leser die visuelle Vorstellung erleichtert. Der wissenschaftliche Apparat wurde so klein wie möglich gehalten und gibt doch die nötigsten Auskünfte, die für weitere Recherchen zweckdienlich sind. Die Stadtgeschichte kann als Nachschlagewerk oder für eine gezielte Fragestellung genutzt werden.

Der **erste Band** beschäftigt sich mit der Frühzeit bis zum Jahr 1805. Die Besiedelung der Günzburger Gegend ist seit der Frühzeit nachgewiesen. Die Steinzeit ist sowohl in den zugehörigen Stadtteilen und auf dem Stadtgebiet noch nachweisbar. Die Besiedlung in der

Bronzezeit und der Eisenzeit ist ebenfalls überzeugend dargelegt. Die einzelnen Kapitel geben eine Einführung in die jeweiligen zu erwartenden zeitlichen Zustände. Diese Einführung bezieht sich häufig auf die große europäische Geschichte, in die Reißnauer dann die eigentliche Stadtgeschichte einbaut, die für Günzburg und seine unmittelbare Umgebung relevant ist.

Ein ausführliches Kapitel beschäftigt sich mit der römischen Vergangenheit. Sie ist eine der am besten erforschten Stationen der Stadtgeschichte und wurde im Heimatmuseum durch besondere Aufarbeitung in den Mittelpunkt gerückt.

Für die Zeit der Alamannen zeichnet der Verfasser mit Hilfe der kärglichen Funde und verhaltenen Vermutungen dem Leser ein plausibles, abgerundetes Bild.

Ab den Alamannen bis zum 12. Jahrhundert wird neben der weltlichen auch die geistliche Geschichte und in diesem Zusammenhang die Christianisierung in den Vordergrund gestellt, die seit der Zeit der Franken um das 5. Jahrhundert das Gebiet erreichte. Die quellenarme Epoche der ersten Markgrafen und die sehr späte Nennung der Stadt in den Urkunden machen die Forschungstätigkeit auch für diese Zeit nicht leicht.

Die Zeit der Markgrafschaft Burgau nimmt den größten Teil des ersten Bandes ein und gibt eine detaillierte Aufschlüsselung der politischen und geschichtlichen Ereignisse in der Zeitspanne von 1301 bis zum Ende des alten Reiches. Dies geschieht mit wissenswerten Details einerseits zur großen Geschichte und andererseits für die Stadt Günzburg. Diese Abschnitte der Geschichte wurden dann mit den Originaldokumenten aus dem Stadtarchiv belegt. Aufgearbeitet werden neben den ansässigen Adelsgeschlechtern und ihrer Geschichte, die Städtegründungen des Mittelalters. Die Neugründungen brauchten neben einer geeigneten Siedlungsfläche eine optimale Wasserversorgung. Für Günzburg heißt das, dass neben der alten Unterstadt, die neue Reißnauerstadt als Oberstadt gebaut wurde, die durch ein Grabensystem mit Wasser versorgt wurde. Trotz der zahlreichen Herrschaftswechsel infolge von Verpfändungen durch die Landesherren konnte sich die soziale Struktur der Stadt im Gegensatz zum Land schneller und besser entwickeln. Es folgen Details zu Kochkultur, Krankenversorgung, Schule und Erziehung und zu geistlichen Stiftungen. Diese Einflechtungen von nützlichem Alltagswissen nimmt Reißnauer für den gesamten Zeitraum bis 1800 als Auflockerung. Typisch für Günzburg war die Ausprägung der »Ackerbürgergesellschaft«, die in der Verbindung von Landwirtschaft, Gewerbe und Handel ihre Merkmale hat. Auf diese Weise wird die Unabhängigkeit der Stadt deutlich herausgestellt. Daneben erscheint ebenfalls in chronologischer Reihe die Beschreibung der geistlichen Welt der Stadt, die sich mit den Kirchen und den Bruderschaften des Mittelalters beschäftigt. Vorgestellt wird die Geschichte der Pfarrensprengel und Kirchen, die Hintergründe, die Pfründenvergabe an die Geistlichen und die Ausstattung der Kirchen. Besondere Personen und verdienstvolle Männer der Stadt wie Dr. Johannes Eck, der sich mit Luther auseinandersetzte und Albert Schäffler werden besonders hervorgehoben.

Für die folgenden drei Jahrhunderte ist die Bebilderung, die die Geschichte sehr schön untermalt und -mauert, zu erwähnen. Reißnauer geht hier auf Stadtansichten, Gemälde der Markgrafen und Kirchengeschichte ein. Es folgen wieder die Daten und Details zur habsburgischen Geschichte, die sich jetzt immer mehr mit Günzburg befasst. Hier sind vor allem die Jahre 1610 bis 1618 zu erwähnen, in denen Markgraf Karl direkt im Schloss standesgemäß untergebracht war. Aber auch die besondere Vorrangstellung durch die anderen Markgrafen wird hervorgekehrt. Die Ansiedlung der Kapuziner, die strenge Religionspolitik und die Anfänge einer guten Wirtschaftspolitik macht Reißnauer für diese Jahre sichtbar. Unter Markgraf Karl wurden die Juden aus Günzburg ausgewiesen, die sich dann in den Nachbargemeinden niederließen. Dadurch wurde nach Reißnauer die Wirtschaft der Stadt nachhaltig gestört.

Die besondere Stellung der katholischen Herren der Stadt Günzburg in der Zeit der Reformation und Gegenreformation, als Oberhäupter des Hauses Habsburg, machte aus Günz-

burg ein Bollwerk gegen die einfallenden evangelischen Herren, brachte aber dann auch die starke Involvierung in den 30-jährigen Krieg mit sich. Der Bauernkrieg blieb eine Randerscheinung, die sich in Günzburg nur indirekt bemerkbar machte. Der 30-jährige Krieg dagegen bezog die Stadt zweimal mit ins Kriegsgeschehen ein und dezimierte die Bevölkerung aufgrund der Folgeerscheinungen. Ab dieser Zeit hatte Günzburg mit der Stagnation und einer Lage an der Peripherie zu kämpfen. Der Spanische Erbfolgekrieg verschlimmerte diese Lage noch weiter. Aufgrund der schlechten Aktenlage bleibt die Zeit ab 1600 ein eher dunkles Kapitel der Stadt.

In der Religionspolitik erlebte das Umland mit der Gründung von Maria-Königin-Bild beim nahen Limbach unter Karl V. von Lothringen einen Aufschwung.

Die Stadt erlebte unter Maria Theresia eine zweite Blütezeit, die durch die Reformen und deren Familienpolitik verursacht wurden. Die Reformen erstreckten sich von der Ansiedlung der Piaristen (1749) und der Englischen Fräulein (1759) zur Unterrichtung der Jugend, über die Donauschiffahrt bis zur Einrichtung der Münzstätte. Hier wurde bis zum Beginn der bayerischen Herrschaft im Jahr 1805 der berühmte Maria-Theresia-Taler geprägt. Auch die Ansiedlung von Tuchfabrikanten aus Italien war ein Zeichen für diesen Aufstieg. Als Zeichen und Ausdruck des barocken Lebensgefühls wird die Frauenkirche vorgestellt, die als Werk von Dominikus Zimmermann ausführlich beschrieben wurde. Gleichzeitig musste man aber mit den Stadtbränden 1703 und 1735 kämpfen, die jeweils mehr als die Hälfte der Stadt vernichteten. Die josephinischen Reformen, ausschlaggebend für den Staat, die Religion, den Adel und das Militär, brachten nicht nur Veränderungen, sondern auch Aufhebung und Schließung kirchlicher Einrichtungen. Die Bevölkerung nahm diese Vorgänge schmerzlich wahr.

Mit der Beschreibung der letzten Markgrafen – gleichzeitig Kaiser des Heiligen Römischen Reiches –, den drei Koalitionskriegen, in die Günzburg wieder zum Teil sehr stark involviert war und dem Übergang der vorderösterreichischen Lande an Bayern, schließt der erste Teil. Reißener gibt mit authentischen Chroniken, Egodokumenten und Zeitzeugenberichten einen Einblick in die Mentalität der Zeit (Apotheker Reilbach, Therese Huber).

Band zwei beginnt mit einer ausführlichen Beschreibung des Schulwesens von 1806 bis heute. Mit eingeflossen in die Ausführungen sind die Arbeiten der beiden Stadtgeschichtenschareiber Heinrich Menges und Paul Auer, die sich durch ihre Arbeit im kulturellen Leben der Stadt einen Namen gemacht haben. 1806 wurde die Piaristenschule aufgehoben. Die Englischen Fräulein durften bleiben und die Bildung der Mädchen weiterführen. Eine Vorbereitungsschule wurde eingerichtet, eine Lateinschule vorbereitet, die ab 1844 als isolierte Lateinschule bestand. 1866 wurde eine Realschule für Jungen gegründet, da ein schulischer Notstand und das Verbot der Koedukation eine Lösung verlangten. Eine »vollständige« Lateinschule folgte im Jahr 1880, die zu einem Progymnasium erweitert wurde und in das Humanistische Gymnasium mündete. Dieses entwickelte sich mittlerweile zum Offenen Europagymnasium weiter. Reißener nimmt auch die Entwicklung der Volksschulen und des beruflichen Unterrichts ins Auge.

Das nächste große Kapitel beschäftigt sich dann mit der Geschichte der Stadt in der bayerischen Zeit von 1806 bis 1871. Die anfänglichen Schwierigkeiten bei der Übernahme Günzburgs durch Bayern und der stetige Vergleich mit der »guten, alten Herrschaft« bereiteten beiden Seiten Probleme. Es wird vor allem die politische Situation und die Eingliederung in das bayerische Staatskonstrukt geschildert. Dies umfasst die Neugliederung der Kreise, des Währungssystems und der Beamtschaft und bringt für das private Leben viele neue Ordnungen. Ausführliche Beschreibungen finden die Not- und Hungerjahre von 1792 bis 1812 nach den Kriegen zwischen Frankreich und Russland und Österreich. Die wirtschaftliche Situation wird immer wieder in den Mittelpunkt gestellt. Eine weitere Neuordnung Bayerns zwischen den Jahren 1808 und dem Erlass der Verfassung 1818 und der Abstieg

der Stadt in die wirtschaftliche und politische Bedeutungslosigkeit machte den Einwohnern sehr zu schaffen. Durchreisen von europäischen und außereuropäischen Potentaten machte das Leben etwas bunter und erinnerte an die »gute alte Zeit«. Das Notjahr 1817, das die Forschung mit einem Vulkanausbruch in Verbindung bringt, und die unmittelbare Not in der Stadt hält uns Reißnauer immer wieder sehr anschaulich vor Augen. Die Feier der neuen Ernte kann mit den Aufzeichnungen des Zeitzeugen Ignaz Reinert fassbar gemacht werden. Die neue Magistratsverfassung für Städte und Märkte von 1818 und das neue Verfassungssystem trifft Günzburg als Stadt hart. Es folgt die Rückstufung zur Stadt III. Klasse. Mit der Revolutionszeit um 1848/49 wird eine allmähliche Annäherung an die neuen Landesfürsten erreicht. Ein wichtiger Schritt war die Neuanlage eines Friedhofs für beide Konfessionen, da man sich durch die Kriegstoten immer wieder mit dieser Notwendigkeit konfrontiert sah. Wirtschaftlich gesehen war der Zusammenschluss des bayerischen Zollvereins mit Württemberg sehr nützlich. Dies bewegte Investoren dazu, in Günzburg industrialisiertes Gewerbe anzusiedeln. Für die sozialen Belange rief das Günzburger Wochenblatt in Anzeigen dazu auf, den Armen und Bedürftigen zu helfen. Gleichzeitig ging man mit der Neuverteilung von städtischen Ländereien gegen die Armut vor.

In den Revolutionsjahren 1848/49 gibt es keine blutigen Aufstände, sondern nur kleinere Zwischenfälle. Das Leben läuft in den gewohnten Bahnen, da man kein großes Interesse an den neuen, nationalistischen Ideen zeigt und nur sehr zögerlich zur Parteienbildung schreitet. Aus diesem Grund ist keine gewöhnliche Berichterstattung möglich. Erschwert wird die Berichterstattung aus den Quellen auch durch die einseitige parteiische Haltung der Augenzeugen Reinert und Mayerle, die zu den gegenläufigen Extremen neigen. Das politische Interesse lässt in den Jahren zwischen 1850 und 1860 sehr nach. Die demographische Entwicklung zeigt kaum eine Abwanderung nach Amerika. Dies ist wiederum die Voraussetzung für den Aufschwung der städtischen Gewerbe und den Eisenbahnbau um 1851 bis 1854.

Die Physikatsberichte zeigen uns, dass die Landwirtschaft auf dem neuesten Stand war, und für die Armenfürsorge mittels Stiftungen, für die Gesellen durch den Kolpingverein seit 1859 und für die Krankenpflege durch ein neues Krankenhaus gesorgt war. Die Feuerwehr wurde 1859 gegründet. In den Berichten wird aber auch erwähnt, dass die Gebäude zu nah beieinander stehen, falsche Zimmer als Schlafzimmer genutzt werden, die Frauen zu enge Gewandung tragen und die Bevölkerung sich falsch ernährt. Auch die Gewerbeaufblüsung, die hohe Geburtenrate und der Kampf gegen den Aber- und Hexenglauben steht in den Physikatsberichten.

In kleineren Unterabschnitten zeichnet Reißnauer bis 1914 die politische, kulturelle, wirtschaftliche und soziale Situation in der Stadt nach. Er schreibt über die eher anti-preußisch-liberale Gesinnung, das Zeitungswesen ab 1850, die Wahlen und die Erhebung zur Stadt II. Klasse. Es folgt eine Beschreibung des Post- und Botenwesens von 1500 bis heute und des Anschlusses an die Eisenbahn. Des Weiteren zeigt Reißnauer die Entwicklung der Landwehr oder des Landmilitärs auf, das sich seit Maria Theresia in der Stadt etabliert hatte und 1868 wieder abgeschafft wurde. Die Quellenlage im Stadtarchiv verdichtet sich zunehmend mit der ausführlichen Berichterstattung der ehemaligen Zeitungen. Verschiedene Vereine wie der Radfahrerclub, der Schützen- und der Sportverein werden ins Leben gerufen. Es folgt die Berichterstattung über das Hochwasser in der Unterstadt, die Missernten und die Bürgermeisterwahlen der Stadt. Seit 1890 wurde die evangelische Gemeinde in Günzburg mit einem Pfarrer versorgt.

Die Berichterstattung über die Zeit des Ersten Weltkriegs von 1914 bis 1918 ist im Verhältnis kurz gehalten. Lebensmittelknappheit, Sterbeanzeigen, Berichte aus den Lokalzeitungen über Kriegseignisse bilden den Hauptteil. In der Zeit der Räterepublik tat sich besonders Otto Geiselhart als lokaler SPD Politiker hervor.

Für die Notjahre 1919 bis 1933 zeichnet Reißnauer die politischen Ereignisse nach, die zum Aufkommen der NSDAP in Günzburg geführt haben. Nach anfänglichen Startschwie-

rigkeiten konnte unter dem Buchhändler Josef Nolden und dem Schatzmeister Franz Xaver Schwarz die Partei erstarben. Trotz der allgemeinen Notlage erlebte die Wirtschaft einen Aufschwung und brachte einen steten Wandel von der Ackerbürgergesellschaft zur Kleinstadt mit sich. Das Zeitungswesen etablierte sich in zwei konkurrierenden Zeitungen, dem ›Schwäbischen Heimatboten‹ und dem ›Schwäbischen Volksblatt‹. Mit der Machtergreifung wurden diese beiden Zeitungen in das interne Parteiblatt vereinnahmt.

Die nationalsozialistische Partei glänzte mit ihren Aufmärschen, ihrem ortsinternen Motor Hans Weber und der Volksnähe. Hitler besuchte Günzburg 1930 im Wahlkampf. Der Band gibt eine detaillierte Aufarbeitung der Nazivergangenheit, wie die Übernahme der Regierungsgeschäfte, die Aufteilung und die Etablierung von 1933 bis 1935. Danach folgt der Ausbau der Macht und die Entmachtung der Regierung und Stadtobrigkeit. Gleichzeitig zeigt Reißnauer aber auch das Wachstum der Stadt auf. Für die Zeit des Zweiten Weltkriegs geht Reißnauer ein auf Euthanasie (BKH Günzburg), Luftschutz und Bombardierung, aber auch die kulturellen Veranstaltungen. Der Tauschhandel, geboren aus der Not, und der spätere Schwarzmarkt werden vorgestellt. Mit der Hitlerjugend befasste er sich in einem eigenen Kapitel.

Das Leben in Günzburg in der Nachkriegszeit wurde gekennzeichnet von der Besetzung, dem Aufbau der politischen Parteien, der Nahrungsmittelbeschaffung und dem Wiederaufbau. Den Heimatvertriebenen widmet er ein eigenes Kapitel.

Reißnauer beschreibt die Jahre ab 1946 einzeln und chronologisch. Hier führt er aber nur die wichtigsten Ereignisse für die Stadtgeschichte wie das Stadtwachstum zwischen 1948 bis 1971, die Bürgermeisterwahlen, das Kulturprogramm und gesellschaftliche Ereignisse an. In den Jahren 1972 bis 2008 bestimmen die Ansiedlung des Legolands, der Niedergang der SBI und der Firma Mengele, das Sanierungskonzept der Altstadt, das ›Forum am Hofgarten‹ als Stadthalle, die Integration der Migranten und die neue Bildungsstätte im Dossenbergerhaus (FH) die lokale Politik. Persönlichkeiten der Lokalpolitik wie der spätere Innenminister Dr. Bruno Merk, Landrat Dr. Georg Simnacher und die Oberbürgermeister Köppler und Jauernig werden für ihr Engagement gewürdigt.

Im Anschluss daran werden noch einzelne Nachträge gebracht. Dazu zählen ein berühmtes Bildnis daVincis, das einem städtischen Apotheker gehört hat und die Arbeit des Kulturrings und der Volkshochschule. Je ein Kapitel behandelt die Günzburger Künstler seit dem Barock und die Mundartdichter der Stadt. Die Günzburger Sportvereine erhalten ebenfalls einen Abschnitt. Der Marktplatz als »gute Stube« der Stadt verdiente ebenso eine Hommage.

Die Beschreibung in Band zwei schließt mit der Geschichte der Randgemeinden Günzburgs, der Aufstellung der Flurnamen und einem Verzeichnis der Bürgermeister. Der Anhang mit dem ausführlichen Inhaltsverzeichnis und dem Namensregister machen das Werk zu einem unverzichtbaren Nachschlagewerk für Günzburger und solche, die es werden wollen.

Das Werk ist eine Enzyklopädie für die Günzburger Stadtgeschichte von der Frühzeit bis heute, das alle bisher offenen Fragen ausführlich beantwortet. Jedem historisch Aufgeschlossenen ist es zu empfehlen.

Regina Hindelang

Franz DAXECKER, *Der Physiker und Astronom Christoph Scheiner*, Innsbruck (Universitätsverlag Wagner) 2006, 159 S., ISBN: 3-7030-0424-X.

2004 veröffentlichte Franz Daxecker eine englische Fassung dieses Werkes (Rezension ZHVS 97 [2005] S. 511–513). Mehrfach äußerten die damaligen Rezensenten den Wunsch, es möge auch eine deutsche Ausgabe erscheinen. Franz Daxecker kam nun diesem Wunsch nach. Das Buch hält sich in der Gliederung und im Inhalt eng an die englische Vorlage, so

dass die Rezension von 2005 voll für die deutsche Ausgabe gilt. Einige Ergänzungen betreffen die Camera obscura (S. 16 f.) und die Beurteilung Scheiners von einer Arbeit seines Mitjesuiten Melchior Inhofer über die unbewegliche Erde (S. 38 f.). Außerdem enthält der reichhaltige Abschnitt über Scheiners Korrespondenz zum Teil längere Passagen der einzelnen Briefe als das englische Buch, alle, wenn nötig, aus dem Lateinischen ins Deutsche übersetzt.

Diese zusammenfassende Darstellung von Leben, Werk und vielfältigen Beziehungen des Jesuiten Christoph Scheiner (1573–1650), der als Bauernbub im schwäbischen Markt Wald geboren wurde, ist äußerst verdienstvoll. Nachdem das englische Buch wertvolle und bisher nicht vorhandene Informationen für die nicht deutschsprachige Welt lieferte, stellt die deutsche Ausgabe eine willkommene und ebenso notwendige Erweiterung unseres Wissens über Scheiner dar, dessen letzte umfassende Biographie von Anton von Braunmühl 1891 erschienen war. Daxeckers Buch, das eine ganze Reihe neuer Erkenntnisse bringt, die alle gut belegt sind, gehört in jede schwäbische Bibliothek!

Inge Keil (†)

Till STROBEL, Jüdisches Leben unter dem Schutz der Reichserbmarschälle von Pappenheim 1650–1806 (Quellen und Darstellungen zur jüdischen Geschichte Schwabens 3) Epfendorf/Neckar 2009, bibliotheca academica Verlag. 444 Seiten, 29 Tabellen, 9 Karten, 9 Stammtafeln, ISBN 978-3-928471-71-8, 48,00 €.

Die jüdische Geschichte ist in den letzten Jahren verstärkt in den Fokus der Forschung gerückt. Dass sich mittlerweile immer mehr Forscher für dieses an sich doch recht schwierige Thema interessieren zeigt sich in zahlreichen Tagungen, Zeitschriften und Studien zu einzelnen Territorien, wie der hier vorliegenden Dissertation von Till Strobel. Viele unterschiedliche Schwerpunkte der historischen Forschung gibt es innerhalb der jüdischen Geschichte, doch die größte Herausforderung ist eine andere: zumeist können nur die deutschsprachigen und somit christlichen Quellen untersucht werden. Die jüdischen, in Hebräisch abgefassten Quellen finden kaum Beachtung. Somit wird in den meisten Forschungsarbeiten – wie schon Stefan Rohrbacher bemerkte – nur der äußere Rahmen der im jeweiligen Territorium lebenden Juden dargestellt und zwar aus christlicher Sicht.

Lange Zeit hatten sich die Forscher hauptsächlich mit dem Mittelalter und dem Nationalsozialismus auseinandergesetzt, die Frühe Neuzeit – die nach jüdischer Zeitrechnung noch zum Mittelalter gehört – wurde nahezu vollständig ausgeklammert. Und wenn die Frühe Neuzeit Untersuchungszeitraum war, so bezog die Forschung sich überwiegend auf die städtischen Juden. Das Landjudentum, vor allem in der Frühen Neuzeit, wurde lange Zeit vollständig ausgeklammert. Mittlerweile ist aber genau diese Zeit verstärkt in den Mittelpunkt des Forschungsinteresses gerückt. Diese Entwicklung lässt sich ferner nachvollziehen anhand der vielen regionalen Studien, die in den letzten Jahren entstanden sind.

Auch die Arbeit von Till Strobel gehört in diesen »neuen« Forschungsbereich der Landjudenschaft der Frühen Neuzeit, allerdings hat sich STROBEL mit den Juden der Reichserbmarschälle von Pappenheim eine besondere Situation herausgesucht: denn die Reichserbmarschälle hatten vom Kaiser das Judenregal übertragen bekommen und hatten somit nicht nur in ihrem herrschaftlichen Territorium Juden angesiedelt, sondern sie konnten Juden auch in Regensburg beim Immerwährenden Reichstag ansiedeln. Damit sind dann auch schon die zwei Untersuchungsbereiche des Autors festgelegt: einmal die Grafschaft Pappenheim und sodann die Juden auf dem Immerwährenden Reichstag zu Regensburg. Strobel hat mit etlichen Problemen in seiner Arbeit zu kämpfen, vor allem mit dem Umstand, dass es nahezu kaum Literatur zu Pappenheim gibt, weder zur Stadtgeschichte noch zur jüdi-

schen Geschichte. Außer den Arbeiten von Wilhelm Kraft und Haupt von Pappenheim beruht seine Arbeit ganz auf Forschungsergebnissen, vor allem im Staatsarchiv Nürnberg. Für Regensburg hat Strobel eine bessere Ausgangslage: die dortige jüdische Gemeinde ist schon ausführlicher erforscht.

Strobel gliedert seine Arbeit in acht Kapitel. Im ersten Kapitel setzt er sich mit den Rahmenbedingungen der Herrschaft Pappenheim, dem besonderen Stand der Reichserbmarschälle sowie den außerordentlichen Bedingungen auf dem Immerwährenden Reichstag zu Regensburg auseinander. Er geht kurz auf die Entstehung des Reichserbmarschallamtes im Vergleich zum Reichserzmarschallamt ein und das Verhältnis der beiden Ämter zueinander sowie auf die Tatsache, dass Pappenheim trotz seiner Erhebung in den Grafenstand 1628 immer noch dem Ritterkanton Kocher angeschlossen waren. In kurzen Worten beschreibt er im Anschluss den Weg zum Immerwährenden Reichstag in Regensburg sowie die Entstehung der dortigen Judengemeinde. Weiterhin geht er auf das Verhältnis von Reichserbmarschällen und Reichsstadt ein.

Im zweiten Kapitel beschäftigt sich Strobel mit der Ausübung des Judenschutzes in Pappenheim und Regensburg. Hierbei bezieht sich der Autor überwiegend auf normative Regelungen wie z.B. die Schutzbriefe und – im besonderen Fall von Pappenheim – auf den Pappenheimer Rezess von 1692. Dies war zwar keine Judenverordnung, da sich nur ein kleiner Teil der Artikel auf die Juden bezog, nichtsdestotrotz bestimmte er fürderhin das Leben der Pappenheimer Juden. Des Weiteren werden hier auch Verordnungen die Regensburger Juden betreffend behandelt. Immer wieder trifft man in den Verordnungen auch auf kursächsische Bestimmungen und Festlegungen – bedingt durch die Tatsache, dass die Reichserbmarschälle lehensabhängig waren von den Reichserzmarschällen. Ausführlich geht er auf die rechtlichen Regelungen im Leben der Juden in Pappenheim und Regensburg ein. Besonders in Regensburg scheint die Zahl der erlaubten jüdischen Familien immer wieder zu Diskussionen zwischen Kursachsen und Pappenheim zu führen. In Pappenheim gibt es weiterhin noch die besondere Situation von Asyl-Juden, die bislang aus der Literatur nicht bekannt sind. Dies zeichnet Strobel anhand von Quellenmaterial nach.

Das dritte Kapitel behandelt die Juden unter reichserbmarschallischem Schutz. Hier geht es dem Verfasser vor allem um demographische Fragen, also wie viele Juden gab es in Pappenheim und Regensburg sowie die Entwicklung dieser Bevölkerungsgruppe. Da es sowohl ausreichend Material aus dem Pappenheim-Archiv als auch aus Regensburg gibt, vergleicht Strobel die beiden Städte mit ihren unterschiedlichen Rahmenbedingungen. Weiterhin sieht sich Strobel die Strukturen und die Zusammensetzung der Haushalte und Familien an. Hierbei ist zu konstatieren, dass sich die Größe der Haushalte im Laufe der Jahrhunderte deutlich vergrößerte. Festzustellen ist ebenfalls die stark unterschiedliche Zusammensetzung der Haushalte aus Familienmitgliedern und Dienstpersonal. Zudem lässt sich bei den Pappenheimer Juden eine relativ hohe Mobilität feststellen, dadurch hatte man vielfältige Verbindungen zu Juden in anderen Herrschaftsbereichen. Diese Mobilität lässt sich erklären durch die Anwerbung von Dienstpersonal, die Verheiratung nach außerhalb Pappenheims sowie schlicht und ergreifend Wegzug. Besonders enge Verbindungen lassen sich nach Treuchtlingen feststellen. Weiterhin sind etliche Pappenheimer Juden später in München nachweisbar. Topographisch gesehen ist festzuhalten, dass man in Pappenheim nicht von einer Ghettoisierung der Juden sprechen kann, sondern es vielmehr ein gemeinsames »Leben« von Juden und Christen im Ort gab.

Im vierten Kapitel nimmt sich Strobel der fiskalischen Leistungen der Juden an die Reichserbmarschälle an. »In der Literatur wird immer wieder ein enger Zusammenhang zwischen der Aufnahme von Juden in einem Territorium und dessen Finanzbedarf hergestellt«. Wie in allen anderen Territorien mussten auch die Pappenheimer Juden eine große Anzahl von unterschiedlichen Sonder- oder Zusatzabgaben leisten. Während in Pappenheim das Schutzgeld im Laufe der Zeit sank, stieg es in Regensburg an. Die Steuern, die die

Juden entrichten mussten, richteten sich wie bei den Christen nach der individuellen Leistungsfähigkeit. Gerade bei der häufig vertretenen These, dass die Ansiedlung von Juden immer wieder gerne erlaubt wurde, um den Staatssäckel zu füllen, muss jedoch auch beachtet werden, dass zwischen der Theorie (also der Höhe der geforderten Abgabe) und der Praxis oftmals ein großer Unterschied bestand. Strobel beobachtet, dass »viele Juden aus unterschiedlichen Gründen ganz oder teilweise befreit« waren!

In Kapitel fünf betrachtet der Verfasser die wirtschaftliche Tätigkeit der Pappenheimer Juden. Diese waren in fast allen möglichen Sektoren tätig. Mit auswärtigen Händlern betrieben sie einen regen Austausch. Doch die Händlern von auswärts kamen nicht nur nach Pappenheim, sondern die Pappenheimer Juden handelten auch außerhalb des Territoriums, vor allem in Richtung Eichstätt.

Im sechsten Kapitel schließlich untersucht Strobel die Sozialstruktur der Juden in Pappenheim. Er untersucht dies anhand der Steuerverzeichnisse der Gemeinde. Die Gesellschaft der jüdischen Bevölkerung lässt sich einteilen in die Oberschicht, die überwiegend aus Hoffaktoren bestand, die Mittelschicht sowie die Betteljuden aus dem eigenen Territorium oder durchziehende Betteljuden. In Pappenheim zeigen die Steuerverzeichnisse eine recht gute Stellung der jüdischen Familien.

Das vorletzte Kapitel schließlich widmet sich der eigentlichen jüdischen Gemeinde Pappenheim. Über heute noch existente bzw. nachweisbare Synagogen, Mikwen oder Friedhöfe lassen sich Rückschlüsse ziehen auf Größe und Organisationsniveau der jeweiligen jüdischen Gemeinde. Strobel konstatiert, dass es sich bei diesem doch interessantesten Teil der Untersuchung zugleich auch um den schwierigsten handelt. Denn »neben der sprachlichen Hürde liegt dies vor allem daran, dass die Quellen, die hierüber Auskunft geben könnten, oftmals nicht mehr vorhanden sind«. Aus diesem Grund stellt Strobel nur die »sichtbaren« Dinge dar, wie die Organisation der Gemeinde, die Judenschule und den Friedhof. Über den religiösen Alltag lässt sich nahezu keine Aussage machen, mit einer Ausnahme: für Pappenheim ist eine in einem Protokoll überlieferte Information hinsichtlich religiöser Rituale überliefert. Möglicherweise lässt sich aus dieser Notiz erkennen, dass Juden, wenn sie auf Reisen waren, religiöse Texte zur Erbauung mit sich führten. Ob das so außergewöhnlich ist und ob das von christlicher Seite nicht ebenfalls so gehandhabt wurde, sei dahingestellt. In Pappenheim selbst ist keine Mikwe überliefert, nur Judenschule und Friedhof lassen sich nachweisen. Dem Pappenheimer Judenfriedhof kam – wie so häufig – eine Bedeutung zu, die weit über die Region hinausging. So finden sich dort zum Beispiel auch Gräber von Regensburger Juden.

Im achten und zugleich letzten Kapitel seiner Dissertation befasst sich Strobel mit den Juden in ihrem christlichen Umfeld. In der Forschung findet sich weitverbreitet die These, dass die Juden komplett abgetrennt von der christlichen Welt in ihrer »eigenen Welt« lebten, man schwankt zwischen Integration und Absonderung. Für Pappenheim lässt sich kein eindeutiges Verhältnis zwischen Juden und Christen in religiöser Hinsicht rekonstruieren. Wie andernorts auch, gab es auch in Pappenheim immer wieder jüdenfeindliche Aktionen. Andererseits finden sich in Pappenheim aber auch etliche konvertierte Juden. Gerade durch die rege Handelstätigkeit der Juden kam es jedoch immer wieder zu Kontakten mit Christen. Wie so oft, zeigt auch in Pappenheim die Quellenlage nur die Streitigkeiten, über das friedliche Mit- und Nebeneinander gibt es kaum Belege. Auch für die Pappenheimer Juden galt das Reichsrecht, das Römische Recht, ebenso wie das innerjüdische Recht, die Halacha. Trotz der innerjüdischen Gerichtsbarkeit finden sich etliche Fälle, in denen bei Streitigkeiten Jude gegen Jude das römische Recht angerufen wurde und es nicht innerhalb der jüdischen Gemeinde geklärt wurde.

In seiner abschließenden Schlussbetrachtung fasst Strobel die im Laufe seiner Forschung entstandenen Erkenntnisse zusammen. Zum Abschluss der intensiv recherchierten und gelungenen Arbeit findet der Leser einen ausführlichen Anhang, der auf den Auswertungen

der Archivmaterialien beruht, so z. B. eine Übersicht aller zur Herrschaft gehörigen Orte, ein Verzeichnis aller ausgestellten Schutzbriefe in Pappenheim und Regensburg (Schutzbriefe, die unter den Reichserbmarschällen ausgestellt wurden) ebenso wie jüdisches Hauspersonal und die Schutzgeldeinnahmen von 1746 bis 1796. Zudem finden sich etliche topographische Karten zu Pappenheim sowie Stammtafeln einiger Pappenheimer Juden. Des Weiteren erstellte Strobel eine Dokumentation von Häusern, die ehemals im Besitz von Pappenheimer Juden gewesen waren.

Claudia Löffler

Adrian HSIA/Ruprecht WIMMER (Hg.), *Mission und Theater. China und Japan auf den deutschen Bühnen der Gesellschaft Jesu (Jesuitica 7)* Regensburg: Schnell und Steiner 2005, 510 S., 35 s/w-Abb., ISBN 978-3-7954-1727-7, 66,- €.

Kann das sein: in einem Band zum Thema »Jesuitentheater« ein Personenregister, in dem der größte Teil der Personen chinesische oder japanische Namen trägt? Hat der Setzer hier das falsche Register eingefügt? Noch dazu ein Band, der zwar von Japan und China handelt, in dem schwäbische Orte aber eine bedeutende Rolle spielen (mangels eines Ortsregisters ist das leider nur in den Texten selbst nachzuvollziehen). Der äußerste Rand der europäischen Welterfahrung in der frühen Neuzeit, wie wir klugen Globalisierungszeitgenossen es sehen, kann damals doch im mitteleuropäischen Bewusstsein nur eine höchst untergeordnete Rolle gespielt haben und kann kaum bis Dillingen oder Kaufbeuren vorgedrungen sein?

Der Band belehrt seine Leser rasch eines Besseren: »exotische Stoffe« und die aus ihnen gestalteten Dramen spielten »vom Beginn des 17. Jahrhunderts an zu hunderten auf den Bühnen der Gesellschaft Jesu« eine gewichtige Rolle, und das galt bis zur Aufhebung des Jesuitenordens 1773 (S. 9)!

China und Japan, wohin man in den Jesuitenkollegien von Nordschwaben bis ins Allgäu schaut: 1623 Neuburg an der Donau, 1629 Augsburg, 1662 Dillingen, 1740 Mindelheim und 1769 Kaufbeuren – das ist nur eine winzige Auswahl aus den über 150 bisher bekannten Ordensdramen zu fernöstlichen Themen (bei denen freilich viele Gebiete mangels Forschungen noch gar nicht erfasst sind). Globalisierung als religiöse Erfahrung, und Konflikte, die aus der religiösen und kulturellen Differenz resultieren, als Theaterereignis – das ist das Thema eines »radikal-interdisziplinären« und »radikal-internationalen Unternehmens«, in dem sechs deutsch- und acht englischsprachige Beiträge den deutsch-fernöstlichen Theaterkonnex vom ersten Beleg (Graz 1607) über die Barockoper bis an die Schwelle der Revolutionszeit ausschreiten. Das Forschungsprojekt, unterstützt von der Stiftung Volkswagenwerk, hatte sich drei Ziele gesetzt: die »Erfassung und Erforschung der historischen ›Originaldiskussion‹ fernöstlicher Realitäten«, die »Analyse der verschiedenen Vermittlungsprozesse« und schließlich die Darstellung des Themas auf der Schulbühne (S. 10). Dabei stellte sich rasch heraus, dass die zahlreichen Stücke mit fernöstlichen Themen entscheidend an der »Weiterentwicklung eines europäischen Japan- und Chinabildes beteiligt« waren (S. 9).

Die vierzehn Beiträge zeigen, wie sehr die Forschung über das jesuitische Ordensdrama mittlerweile eine globalisierte Angelegenheit ist – mit Beiträgern aus Cambridge und China, aus Japan ebenso wie aus Bochum und München. Der Weite der Beiträge entspricht die Vielfalt der Themen, die von der engeren theaterwissenschaftlichen Fragestellung (John WITEK, *Dramatis Personae: Original and Transcribed Chinese Names in Jesuit Dramas*) über den zeitgenössischen Kontext (Thomas IMMOOS, *Gratia Hosokawa, Heroine of an Opera in Vienna 1698*, S. 373–378) bis in den Fernen Osten führen, der nicht nur als Dramengegenstand, sondern auch als Agierender ins Blickfeld genommen wird (Barbara

GUBER-DORSCH, *Zwischen Integration und Polarisation – die jesuitische Chinamission in der chinesischen Literatur der ausgehenden Ming- und beginnenden Qing-Zeit*, S. 59–87). Und abschließend ediert Charles BURNETT ein vollständiges Japan-Drama der Freisinger Benediktiner (»The Freising Titus Play«, 1739, S. 413–498), das handschriftlich in einem Sammelband erhalten ist, der auch Stücke aus Ingolstadt und Dillingen überliefert. Es fußt auf einer »Geschichte der in dem äußersten Welt-Theil gelegenen Japonesischen Kirch«, die ein Jahr vorher, 1738, in »Augsburg in Verlag Frantz Antoni Ilgner« erschienen ist – ein Zeichen auch dafür, wie rasch die Ordensdramatiker aktuelle Stoffe aufgegriffen und theatralisch umgesetzt haben!

Bedeutsam ist in diesem Kontext die Feststellung (die sich in mehreren Beiträgen des Bands vertiefen lässt), dass die den Stücken zugrunde liegenden deutschen Geschichts- und Quellenwerke vor allem aus Augsburger und Dillinger Verlagen stammen, an ihrer Spitze die von Joseph Stöcklein herausgegebene Sammlung »Der neue Welt-Bott« (1726–1727), der in fünf Bänden und 36 Teilen »723 Briefe und Berichte von Jesuitenmissionaren aus aller Welt« gesammelt hat (S. 273).

Dem umfangreichen Band vorangestellt ist eine gründliche Einführung von Ruprecht WIMMER über »Japan und China auf den Jesuitenbühnen des deutschen Sprachgebietes«, die zu überraschenden Ergebnissen kommt. Er unterscheidet nach 1600 mehrere Perioden, wobei zunächst, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts, japanische Themen das Feld behaupten; chinesische Sujets tauchen erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts auf. »Die Japan- und Chinaspiele werden rasch fester Bestandteil des jesuitischen Theaterrepertoires« (S. 18) und bleiben kontinuierlich auf den Spielplänen bis über die Aufhebung des Ordens hinaus. Ruprecht Wimmer gruppiert seine Darstellung um die zentralen Figuren der Spiele, den Stoff vom »Japonischen Ritter« Titus (S. 21–34), die Geschichte des (ebenfalls japanischen) Landesfürsten Justus Ucondonus (S. 34–42) und »zwei repräsentative chinesische Stoffbeispiele« (der Fürst Surniama und der Reichsmarschall Chaocungus, S. 42–56). Ausführlich behandelt Wimmer das Augsburger Spiel von 1741 über Chaocungus, das P. Anton Japichler verfasst hat, der offenbar im gleichen Jahr, einer Notiz auf der Titelseite des Texts zufolge, in Hainhofen bei Augsburg »bei einem Unfall ums Leben kam«, das heißt, einer explodierenden Pistole zum Opfer fiel (S. 52).

Dass die Jesuiten freilich nicht nur in den Heimatländern ihre exotischen Stoffe auf die Bühne brachten, sondern auch in Fernost aktiv am literarischen Leben beteiligt waren, zeigt Barbara GUBER-DORSCH in ihrem oben bereits genannten Beitrag »Zwischen Integration und Polarisation«. Sie unterscheidet drei Formen des Schrifttums um die Mission, die sich vor allem in der Auseinandersetzung mit dem Konfuzianismus und dem Buddhismus entwickelten. Die jesuitischen Schriften haben dabei eine doppelte Stoßrichtung – einerseits gegen die chinesischen Angriffe von Seiten der »heidnischen« Autoren (S. 66–70), andererseits gegen die innerkirchliche Kritik, die die Angleichung der Jesuiten an chinesische Kulturformen ablehnte. Eine weitere Gruppe umfasst chinesischsprachige Schriften, die versuchen, einem gebildeten Publikum im Missionsland das Christentum näher zu bringen, und eine dritte chinesische Texte »von Gelehrten oder Repräsentanten des Hofes« für oder gegen die Jesuitenmission und das Christentum überhaupt (S. 70–74).

An diesen Beitrag schließt Wu BOYA mit einer Untersuchung von »Missionary Cases in the late-Ming early-Qing« an (S. 89–111). Er behandelt, überwiegend aus chinesischen Quellen, die Auseinandersetzungen und Prozesse, denen die Missionare und die chinesischen Christen zwischen 1616 (»Nanjing Case«, S. 89 ff.) und dem ersten Viertel des 18. Jahrhunderts ausgesetzt waren, wobei die Parteinahme in den Machtkämpfen der späten Ming- und frühen Qing-Epoche eine wichtige Rolle spielte. Claudia VON COLLANI, die in dem Band mit drei Beiträgen vertreten ist, führt sodann in einen äußerst wichtigen Aspekt der europäisch-chinesischen Geschichte ein und erhellt zunächst die Probleme, die sich im 17. Jahrhundert aus dem Nebeneinander der christlichen und der chinesischen Chronologie

der Weltgeschichte ergaben. Zwei jesuitische Autoren, Martino Martini (1614–1661) und Philippe Couplet (1623–1692), versuchten damals, die Quellen über die chinesischen Herrscherdynastien und die christlichen Annahmen über den Ablauf der Heilsgeschichte seit Erschaffung der Welt (5500 v. Chr. oder später) in Einklang zu bringen und Herrscherlisten zu erstellen, die Claudia VON COLLANI in einem weiteren aufschlussreichen Beitrag zusammenstellt (S. 139–175). Inzwischen wenig überraschend: die entscheidenden deutschen Editionen erschienen nicht zuletzt in Augsburg, und Stücke über die alten chinesischen Kaiser (S. 127–132) fanden in Dillingen (1701, 1753), in Neuburg (1753, 1766) und in Kaufbeuren (1769) den Weg auf die Jesuitenbühne!

Die Übersetzerin Anna BUJATTI stellt im Anschluss an Claudia von Collani »Chinese Plots and Heroes on the German Jesuit Stage« als »A Moral Reevaluation« vor (S. 193–208) und geht dabei sowohl den Quellen wie der moralischen Botschaft von Stücken nach, die überwiegend in den eben genannten Orten zur Aufführung kamen.

Überraschend dann Adrian HSIA, der dem allgemeinen Vorurteil, China habe in der Zeit der Aufklärung den größten Einfluss auf Europa ausgeübt, die These gegenüberstellt, »the most positive period of the reception of China was between the end of the 17th and the beginning of the 18th century« (S. 209). Dabei geht er den Zusammenhängen zwischen der jesuitischen Anpassung an die chinesische Lebens- und Denkweise und der Tatsache nach, dass auch vorchristliche chinesische Figuren als vorbildhafte Tugendmuster in den Dramen herangezogen werden konnten. 1736 wird beispielsweise in Ingolstadt eine Stück über den frühchinesischen Kaiser Chaocungus von über 80 Schauspielern und einem fünfzigköpfigen Chor aufgeführt, dem fünf Jahre später in Augsburg ein Stück mit der gleichen Thematik und über 50 Spielern folgt (S. 218–220; dazu auch Ruprecht WIMMER S. 51–56). Hsia erinnert auch an das tragische Ende der chinesischen Jesuitenmission, das nicht zuletzt durch päpstliche Maßnahmen herbeigeführt wurde: »The destruction of such a promising development of interculturalization between Europe and China was tragic indeed« (S. 236).

Den Zusammenhängen zwischen dem Aufklärungsphilosophen Leibniz und dem »Jesuitentheater im Licht seiner Chinapläne« geht Rita WIDMAIER in ihrem knappen Beitrag nach (S. 241–257), einem Versuch, die »konfessionell getrennten Denkbewegungen der frühen Aufklärung in Deutschland« anzunähern, der vor allem in Leibniz' Vorwort zu der Sammlung »Novissima Sinica« (Hannover 1697) seinen Ausdruck findet. Dieses »kleine Büchlein« fand offenbar »den größten Beifall bei den Jesuiten«, die es sogar in Rom als »Verteidigung ihrer Missionsmethode im Ritenstreit« vorlegten (S. 254).

In ihrem dritten Beitrag stellt Claudia VON COLLANI »Jesuitisches Schrifttum als Quellenfundus der China-Japan-Dramen« vor (S. 259–288) und macht in ihrem Beitrag nähere Angaben zur Aufschlüsselung der Handlungsorte: von 138 untersuchten Titeln, »die im fernen Osten spielen«, entfallen 96 auf Japan, 30 auf China, 10 behandeln das Schicksal des Franz Xav(i)er, wobei die japanischen Stücke fast durchweg Märtyrerschicksale darstellen, während am chinesischen Handlungsort sowohl Märtyrer als auch heidnische chinesische Staatsmänner als Protagonisten agieren (S. 261). Auch hier wieder ein Übergewicht Bayerisch-Schwabens bei den deutschen Quellen: der aus Babenhausen stammende Johannes Bissel spielt hier ebenso eine bedeutende Rolle wie der zeitweise Augsburger Domprediger Balthasar Knellinger (S. 265, 283) oder die in Dillingen ab 1590 publizierten »Litterae annuae« (oder: »Jahr-Brief« – »Relation-Schreiben«) der Jesuiten-Missionare (S. 267–272), von Stöckleins bereits genanntem »Welt-Bott« ganz zu schweigen (S. 273 f.)!

Nach diesen überwiegend chinesischen Themen wendet sich Arcadio SCHWADE, ehemaliger Professor der Sophia-Universität Tokio und dann Professor an der Ruhr-Universität Bochum, der »Frühgeschichte des Christentums in Japan im Überblick« zu (S. 289–353). Diese Darstellung reicht von Franz Xaver, der sehr erfolgreich 1549–1551 in Japan missionierte, bis zu den großen Christenverfolgungen durch japanische Fürsten (vor und nach 1600) und zur Abschließung des Landes gegenüber Europa ab 1635. Trotz der brutalen

Verfolgungen (die den Jesuitendramen eine ganze Reihe von Märtyrerstoffen lieferten) offenbarten sich den Missionaren, die nach der von den europäischen Mächten erzwungenen Öffnung des Landes 1854 wieder nach Japan kamen, »die ersten von über 15.000 verborgenen Christen in Nagasaki« – 1873 wurden »die antichristlichen Gesetze im Jahre 1873 aufgehoben« (S. 350).

Dass die Missionsdramen nicht nur fernöstliche Exotik bieten, sondern ganz konkret auch auf die deutschen Verhältnisse einwirken wollten, zeigt Thomas IMMOOS (1918–2001) in seinem Aufsatz »Fürstenspiegel in Japandramen« (S. 355–368), in dem er neben der »Tragoedia« um Oda Nolumaga (Augsburg 1696, S. 358 f.) auch Tyrannen- und Märtyrerdramen vorstellt, die zur Ermahnung und Besserung der Regierenden beitragen sollen. Dazu dienen auch Stücke um das Thema der »Treue« (S. 365) sowie die Schicksale von Apostaten, wie sie beispielsweise in Landsberg 1713, Neuburg an der Donau 1715 und in Dillingen 1720 auf die Bühne gebracht wurden (S. 366 ff.).

Von den zahlreichen »Jesuit-Plays on Japan in the Baroque Age« stellt Masahiro TAKE-NAKA vor allem Stücke aus dem englischen Sprachbereich und ihre Quellen vor (S. 379–410), unter anderem ein »Titus«-Spiel aus dem irischen Kilkenny, an das Charles Burnett mit seiner bereits genannten Edition des Freisinger »Titus«-Spiels anschließt (ein Drama »Titus, ein edler Japoner und sonderbares Beyspiel der christlichen Standhaftigkeit« wurde übrigens 1752 auch im Ulmer Wengenstift aufgeführt, verfasst von dem aus Asch bei Landsberg stammenden Chorherrn und späteren Propst Gregor Trautwein).

Insgesamt bietet dieser Band 7 der *Jesuitica*, wie man sieht, nicht nur fernöstliche Ausblicke, sondern auch aufschlussreiche und vielfältige Blicke in die Geistesgeschichte Bayerisch-Schwabens!

Ulrich Scheinhammer-Schmid

Michael NIEMETZ, Antijesuitische Bildpublizistik in der Frühen Neuzeit. Geschichte, Ikonographie und Ikonologie (*Jesuitica* 13) Regensburg: Schnell und Steiner 2008, 459 S., 202 s/w-Abb., ISBN 978-3-7954-1932-5, 69,- €.

Das Titelbild zeigt schon an, worum es in dem in jeder Hinsicht gewichtigen und eindrucksvollen Band von Martin Niemetz geht: Hauen und Stechen mit allen verfügbaren Waffen, von der großen Kanone über den mit Nägeln gespickten Dreschflegel bis hin zu den Schwertern, mit denen sich der Papst und der Kardinal umgürtet haben. Zwar wurden die vom äußerst sachkundigen Autor beschriebenen Kämpfe zunächst nur publizistisch ausgetragen, sie wurden aber begleitet von wirklich-blutigen Schlachten und mündeten schließlich in den großen Dreißigjährigen Krieg, der die während seiner Zeit besonders stark anwachsenden Kontroversen der Flugblattliteratur in die für die meisten Betroffenen schreckliche Realität der Katastrophe überführte.

Dabei geht Martin Niemetz mit seiner gründlichen Darstellung weit über das unmittelbare Thema hinaus: auf 264 Text- und 202 meist ganzseitigen Abbildungen liefern er und der für die Ausstattung und Gestaltung des großformatigen Bands gesondert zu rühmende Verlag Schnell und Steiner einen detailreichen Blick auf die konfessionellen Polemiken seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts. Dabei erfolgt die Darstellung in drei Teilen: einer chronologischen Darstellung der Publizistik zwischen 1568 und 1785 folgen zwei Kapitel der Zusammenschau, eine etwas unscharf überschriebene »Ikonographie« (S. 184–207; sie umfasst in dieser Darstellung neben den Motiven auch die medialen Formen) und eine »Ikonologie«, die »funktionale Dimensionen« und das Thema »Bildgeschichte als Mentalitätsgeschichte« zusammenfasst (S. 208–224). Ein »Anhang« mit zwei Seiten Quellenbericht, ausführlichen Quellen- und Literaturverzeichnissen und einem ausführlichen Namens-

und Orts-Register schließen den Textteil ab, der auf diese Weise bequem und effektiv zu nutzen ist.

Betrachtet man die Einteilung der von Martin Niemetz aufgeschlüsselten Zeiträume, fällt ihre höchst ungleichmäßige Verteilung auf. Drei sehr eng gefassten Perioden der massiven konfessionellen Polemik vor dem und im Dreißigjährigen Krieg (1568–1618; 1618–1624; 1630–1633) folgt ein sehr langer Zeitraum, der von 1636 bis 1785 reicht. Diese Einteilung verweist schon auf das Abklingen der Kontroversen nach dem Westfälischen Frieden; andererseits geht die Fehde gegen die Gesellschaft Jesu weit über das päpstliche Verbot von 1773 hinaus.

In der »Einleitung« arbeitet der Autor heraus, dass der Umgang mit der Societas Jesu von den Anfängen an bis in unser 21. Jahrhundert selten frei war von Apologetik einerseits und Aggression andererseits; infolgedessen kann es nicht darum gehen, die »Grenze zwischen Wahrheit und Mythos« in Bezug auf den Orden trennscharf zu ziehen, vielmehr ist die Leitfrage des Autors, »wie das mythische Bild vom Jesuitenorden entstanden ist« (S. 8). Nach der päpstlichen Approbation 1540 erheben sich rasch die ersten lutherischen Gegenstimmen – einer ersten Streitschrift von 1556 folgt 1562 die Abhandlung ›Vom neuen Orden der Jesuwider‹ (Martin Chemnitz), die die Avantgarde der in den folgenden Jahrzehnten immer üppiger wuchernden Flugblattkontroversen bildet (S. 9). Martin Niemetz versucht, sie mit Hilfe der Unterscheidung zwischen »theoretischem und praktischem Antijesuitismus« zu ordnen; der eine äußert sich auf der »grundsätzlichen ideell-ideologischen Ebene«, der andere reagiert auf »faktische Ereignisse religiöser und politischer Art«, wobei »beide Aspekte in die Studie einzubringen« sind (S. 9). Fokus der Untersuchung dabei ist die Frage, »warum der Antijesuitismus wie überliefert wurde« (S. 10).

Das Geheimnis und zugleich das Problem der weit ausgreifenden Darstellung liegt vor allem in dem Wörtchen »wie«, das eine enorme Vielfalt an unterschiedlichen Gestaltungsmöglichkeiten eröffnet, obwohl sich Martin Niemetz bewusst (weitgehend) auf die Bildquellen beschränkt, deren Zahl überschaubarer ist als die unabsehbaren reinen Textquellen. Die letzteren werden allerdings unter Umständen mit ihren Titelpuffern einbezogen, wenn diese aussagekräftig sind. In einem »Prolog« über »Grenzen der Identifikation« bietet der Autor einige wenige exemplarische Analysen; sie führen überzeugend vor, wie schwierig eine eindeutige Bezugnahme auf die Jesuiten auszumachen ist. So kann beispielsweise das Birett/Barett als Identifikationsmerkmal ebenso einen Weltpriester allgemein bezeichnen; andererseits findet sich auch eine irriige Darstellung des karikierten Jesuiten mit einer für diesen Orden falschen Mönchs-Tonsur (S. 16, Anm. 53).

Die erste Phase, 1568–1618, ist vor allem durch eine allgemeine konfessionelle Polemik gekennzeichnet, in der die Jesuiten insbesondere als Teil der päpstlich-katholischen Kirche wahrgenommen und karikiert werden (S. 21). Hier spielen sexuelle Vorwürfe und Themen eine gewichtige Rolle: gleich das erste untersuchte Flugblatt handelt auf Lateinisch eine »Quaestio proposita Jesuitis« ab, die die scholastischen Fragestellungen parodiert und die Frage stellt, »ob nämlich, als man Bartholomäus die Haut abgezogen habe, seine Hoden beim Körper oder bei der Haut geblieben seien«. Der angerufene Papst sei ob der »Subtilität der Frage« begeistert gewesen und habe entschieden, »dass von den Hoden des Apostels einer an der Haut und einer am Körper hängen geblieben sei« (S. 21). Ausgeprägte »Tiersymbolik« findet sich in diesen Polemiken ebenso häufig wie sie »von einer ausufernden Fäkalsymbolik« gekennzeichnet sind (S. 35). Neben dem Reformationsjubiläum von 1617 bieten vor allem politische Streitigkeiten Anlässe zur antijesuitischen Polemik – der Erbfolgestreit in Jülich und Kleve (S. 49–55) ebenso wie die Religionskriege in Frankreich (S. 41–45). Dabei finden sich immer wieder Bezüge zwischen einzelnen Flugblättern, etwa bei der Darstellung eines Falls in einer katholischen Augsburger Patrizierfamilie. Dort habe sich, so ein Druck von 1569, ein Jesuit als Teufel verkleidet, um die protestantische Magd zu erschrecken, sei aber dabei vom Knecht erschlagen worden (S. 55 f., Abb. 39); auf die-

sen Druck bezieht sich Johann Fischart in seinem »Erstling ›Nacht Rab oder Nebelkräh«, dem wiederum der katholische Drucker und Publizist Johann Walasser (um 1520–1581) antwortet (S. 56 f.).

All diese Kontroversen sind gewissermaßen das publizistische Vorgeplänkel zum Großen Krieg, der dann 1618 losbricht und von einer ausufernden Broschüren- und Flugblattliteratur begleitet wird. Nun erscheinen die religiösen Themen fast durchweg politisiert und radikalisiert – der Ausbruch des Dreißigjährigen Kriegs wird ebenso den Jesuiten angelastet wie die massiven Rekatholisierungs-Bestrebenungen der Fürsten, beispielsweise in Lauingen, wo 24 aus Siebenbürgen emigrierte Patres »mit jren Schelm stücken« den Protestanten hart zugesetzt hätten und unter anderem »die Lutherischen Bücher allzumahl [...] thun verbrennen« (S. 96). Parodiert wird nun auch das Jesuitentheater in doppeldeutiger Weise als »Comedia« mit einem von Patres inszenierten Passionsspiel, dessen Kreuzigungsszene in eine wüste Schlägerei ausgeartet sei (S. 110 f.), aber auch im Bild des Kriegstheaters (»Kurtzweilige Comedia« (1632): »Augsburg/Mönchen [München] und Ingolstadt/Nehm ich dir weg ohn alle Gnad« (S. 141, Abb. 151).

Noch weiter verschärft wird die Polemik nach 1630 mit dem Eintreffen Gustav Adolfs auf dem deutschen Kriegsschauplatz. Die Auseinandersetzung der beiden Gegenspieler Gustav Adolf und Tilly führt letztlich zum Tod der beiden Kontrahenten, berührt vorher aber noch intensiv den schwäbischen Raum (Schlacht von Rain am Lech; Besetzung Augsburgs), was in der Flugblattliteratur ein starkes Echo findet: die »proschwedische resp. antijesuitische Propaganda« erreicht nun »einen letzten Höhepunkt« (S. 127). »Die antijesuitischen Flugblätter dieser Phase zeigen nun vor allem, welche zentrale Rolle Augsburg und seine Befreiung durch Gustav Adolf in der protestantischen Propaganda spielte« (S. 136) – Tilly und Maximilian von Bayern werden zu ganz besonderen, fast durchweg mit den Jesuiten verbundenen Hass-Objekten. Sie erscheinen als apokalyptische siebenköpfige Drachen (Abb. 153), aber auch als raffiniert dargestellte Mischung »unterschiedlichste[r] rhetorische[r] Elemente«, die aus der medizinischen, aber auch aus der biblischen und der literarischen Sphäre stammen (S. 142).

Nach Gustav Adolfs Tod war allerdings der Höhepunkt überschritten: nun »flaute die aggressive Polemik gegen Rom und seine Vertreter deutlich ab«, nicht zuletzt wohl auch wegen der immer unerträglicher werdenden Lebensbedingungen für alle im letzten Teil des Kriegs (S. 146). Diese Tendenz verstärkte sich noch nach dem Westfälischen Frieden; im letzten Zeitraum, 1636–1785, verschwindet die religiöse wie die politische Bildsatire nach 1648 »fast gänzlich von der Bildfläche« (S. 148), um nur noch zur Aufhebung des Ordens um 1770 ein letztes Aufflackern zu erleben (unter anderem mit einem »sichtlich überregional ausgerichteten« Stich des Augsburger Verlags von Martin Engelbrecht, S. 156). Ausführlich behandelt der Autor aus diesem Zeitraum die um Augsburg konzentrierte Kontroverse (S. 163–168) zwischen dem Augsburger Domprediger Kaspar Mändl S.J. (1655–1728) und dem lutherischen Theologen Gottfried Lauer (1666–1728), bei der vor allem die höchst farbigen Titel der Kontrovers-Schriften auffallen (»Haimb-Garten Zweyer Herren von Augsburg« – »Hundert vier und vierzig zernichtete Götzen-Köpff«).

An die lange Kette seiner gründlichen und meist umfassend recherchierten einzelnen Bildanalysen schließt Martin Niemetz dann eine gründliche Zusammenstellung der bevorzugten Bildmotive, die die Gesellschaft Jesu diskreditieren sollten. Die »äußerst variantenreiche und dichte Form der Rhetorik« in den Tierdarstellungen (S. 185) als Füchse und Wölfe, Schlangen und Würmer findet ihre Entsprechung in der Welt der Dämonen, Teufel und Drachen; aber Jesuiten werden auch als Wanderer, Pilger und Bettler vorgestellt, wobei die reale Mobilität der Societas Jesu in diesen Bildern ihren Widerhall findet. Dann allerdings zerfasert Martin Niemetz' Darstellung: er reiht eine bunte Kette von Masken und Figuren, unter denen die Jesuiten auftreten, er streift die Verkehrte Welt und den Karneval, bis hin zur Wappensatire, den Gebärden und zu literarischen Formen wie dem Lied. Hier

wäre eine präzisere Systematik hilfreich gewesen, auch wenn zugegeben werden muss, dass die Fülle der Gestalten schwer zu bändigen ist.

Die abschließende »Ikonologie« nimmt dann »funktionale Dimensionen« in den Blick (S. 208–224) und sieht den Antijesuitismus im Dienst dreier Ordnungssysteme: der Religion, vor allem bei der lutherischen Orthodoxie, der »Politik als öffentlichem Sektor« und schließlich der »gesellschaftlichen Moral« (S. 215). Diese Funktionen zeigen sich beispielsweise in der Tatsache, dass den Fuggerzeitungen vor 1618 immer wieder die aktuellen Flugblätter zu den Konfessions- und Politikkontroversen beigelegt wurden (S. 216 f.), was die Bedeutung dieser Polemiken auch und gerade für die Geschäfte beleuchtet. Den »Niedergang der Bildsatire« nach 1648 führt der Autor zurück auf die »Restriktion der Öffentlichkeitsformen«, die »für die Masse den Ausschluss vom öffentlichen Dialog bedeutete« (S. 233). Zu fragen wäre hier allerdings weit mehr danach, inwieweit die (wie auch immer labile) konfessionelle Gleichgewichtsordnung durch den Westfälischen Frieden und die endgültige Regelung der Glaubensfrage in den einzelnen Territorien der Polemik die Adressaten/Käufer und damit die Basis entzog? Jedenfalls gilt: der Antijesuitismus wurde nun »zivilisiert« (S. 223) und wanderte, zumindest was seine Bildkomponente betrifft, in den Unterhaltungsbereich (beispielsweise bei Wilhelm Busch).

Trotz mancher Einzelpassagen gerade in diesen beiden letzten Teilen, über die zu diskutieren wäre, bietet der Band eine ausgezeichnete Fülle an Bildmaterial und klugen, einsehensreichen Analysen zu diesen Illustrationen und ihren religiösen Welten.

Ulrich Scheinhammer-Schmid